

# Klaus von Flüe bei Greifensee

Autor(en): **Dutli-Rutishauser, Maria**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **244 (1971)**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-655264>

## **Nutzungsbedingungen**

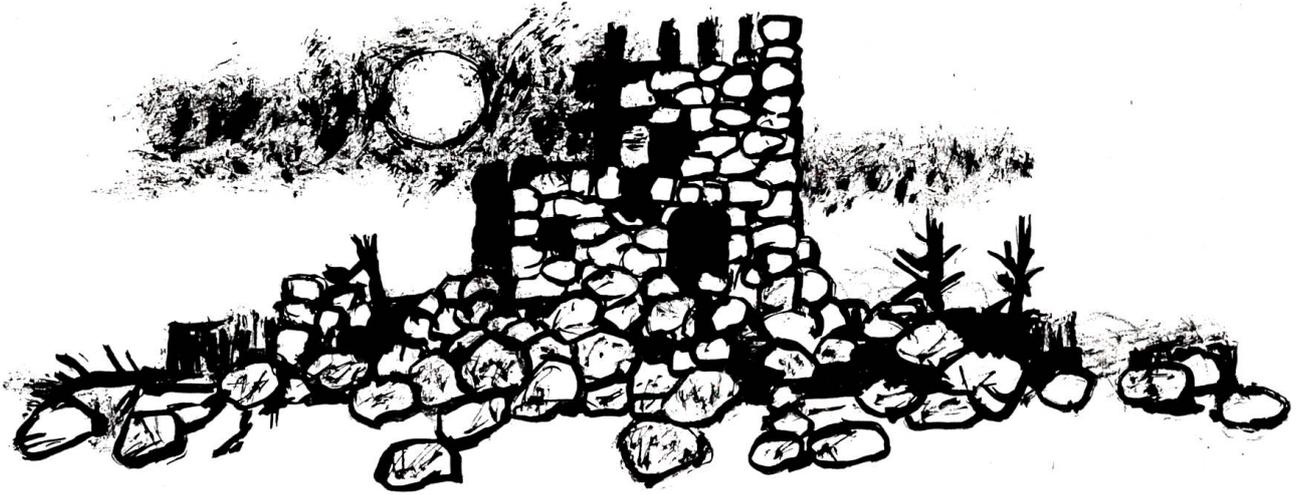
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



## Klaus von Flüe bei Greifensee

*Frei erzählt von Maria Dutli-Rutishauser*

Illustrationen von Heiner Bauer, Bolligen

Ein Bruderkrieg um das Toggenburger Erbe teilte die Eidgenossen in zwei feindliche Lager. Nun riefen die Glocken aller Dörfer von Obwalden die wehrfähigen Männer zur Mobilmachung in Sarnen auf.

Auch der Rottmeister Klaus von Flüe folgte dem Rufe. Er schied ungerne von daheim. Dieser Krieg war ihm von Herzen zuwider, weil er wusste, dass man ihn hätte vermeiden können.

Wochenlang lagen nun die Eidgenossen schon vor Greifensee. Kleine Scharmützel und einige Angriffe fruchteten nichts – die Zürcher hielten ihre letzte Zuflucht.

In der Burg hatten sich siebenzig Mann mit ihrem Führer Wildhans von Breitenlandenbergschützt, hatten Geschütze und Wachen aufgestellt und warteten mit finsternen Augen und hiebereiten Armen auf den Angriff.

Die Eidgenossen taten, was ihre Führer befahlen. Die Soldaten hätten lieber einen Gewaltstreich gewagt, auf Leben und Tod die Burg gestürmt, als in aussichtsloser Belagerung die Tage und Wochen zu vertun.

Klaus von Flüe, der beim Fähnlein der Obwaldner stand, war in diesen Tagen stiller als sonst. Der

Krieg war nie in seinem Herzen gewesen, obwohl er auch manchmal tapfer und grimmig mitgefochten hatte. Diesmal widerstrebte es ihm, so tatenlos herumzuliegen. Auch dass die alte Burg von nur siebenzig Mann verteidigt wurde, gefiel ihm nicht. Herrgott, hatte man deshalb eine solche Übermacht aufbieten müssen, wenn es weiter nichts zu tun gab, als zu warten, bis der bedrängte Feind vom Hunger überwunden war?

Nein, ein ehrlicher Krieg war das nicht! Es schien Klaus, die Männer, die bis anhin das Leben hatten lassen müssen, würden sich als Ankläger erheben gegen jene, die diesen unrühmlichen Feldzug befohlen hatten. Was konnten diese Führer zu ihrer Rechtfertigung vorbringen? Dass dieser Gegner ein treuloser Bundesgenosse war, der sich mit dem Habsburger Erbfeind verbunden hatte? Das schien Klaus kein Grund, so viel junges kostbares Leben aufs Spiel zu setzen.

Der Zwiespalt in der Seele Klaus von Flües wurde täglich tiefer. Auf der einen Seite stand die Pflicht des unbedingten Gehorsams der Obrigkeit gegenüber – auf der andern Seite das Gebot der Nächstenliebe und jene grosse, ausdrückliche Forderung: Du sollst nicht töten!

Wohl wusste Klaus zu unterscheiden. Wenn ein fremder Feind ins Land fiel und gegen Recht und Gerechtigkeit Gut und Eigentum seines Volkes brandschatzte und stahl, dann glühte auch in ihm der Zorn hoch, und auch er griff zu den Waffen, die Untat abzuwehren. Das Blut, das dabei floss, musste vergossen werden, denn Unbilliges soll die Heimat nicht ertragen.

Wenn aber, wie jetzt, die Eidgenossen zum Angriff rüsteten gegen den schwächeren Bruder, wenn so viele aus lauter Lust und Freud am Streit auszogen, dann bäumte sich etwas in seiner Seele mächtig auf. Wie konnte ein sieghaftes Volk, das schon so oft die Hilfe Gottes sichtbar erfahren hatte, das seinen Namen an den Anfang seiner Verfassung setzte – wie konnte es sengend und mordend durch die Lande ziehen?

Zu oft hatte Klaus erfahren, wie nach errungenem Siege die freudetrunkenen Kameraden, Sitte und Gebot vergessend, den unterlegenen Feind bedrängten, wie sie unschuldiges Blut vergossen, sinnlos zerstörten, was ihnen in die Hände fiel. Gewiss, wenn die Leute später wieder hinter Pflug und Egge schritten oder daheim beim Habermus sassen mit Weib und Kind, dann sah ihnen kein Mensch die Untaten des Krieges an; sie hatten ausgetobt und waren wieder für eine Zeitlang die braven, nüchternen Eidgenossen.

Klaus aber musste oft seine Hände betrachten, wenn er das Saatgut in die Erde streute. Mit diesen Händen hatte er Feinde erschlagen, hatte wohl auch einen in erbittertem Nahkampfe auf Leben und Tod gewürgt. Konnten nun diese nämlichen Hände Segen aussäen in den heiligen Grund der Heimat? Haftete ihnen nicht ein Fluch an, den kein Gebet mehr entfernte?

Und sooft Klaus in unschuldige Kinderaugen blickte, sahen ihn die Augen derer an, die schuldlos ihr Leben hatten lassen müssen. «Das ist der Krieg», sagten seine Kameraden.

An all das musste Klaus von Flüe denken, wenn er nachts Wache stand oder schlaflos hinter den Schanzkörben lag. Manchmal sprach er auch mit Toni Imboden darüber, aber der wurde dann plötzlich schweigsam, und Klaus fühlte: Der dachte kaum mehr an Krieg und Kampf, dem war die kleine Heimat ob Sarnen mit Weib und Kind



Wenn Klaus von Flüe nachts Wache stand, erzählte er manchmal Toni Imboden von seinem schweren Bedenken gegen den Krieg, aber dann wurde Toni plötzlich schweigsam.

Ziel und Mittelpunkt, auch jetzt, wo er vielleicht bald im Hagel der Geschosse stand!

Wie wohl seine Braut die schwere Zeit ungewisser Trennung ertrug? Er wünschte jetzt, er hätte ihr Lebewohl sagen können, nur um zu wissen, wie sein zukünftiges Weib ein Unglück tragen konnte.

Und doch – es war schliesslich viel Zuversicht in ihm, wenn er an Dorothee dachte – sie musste, musste gross und stark in dieser Zeit stehen!

Mondhell lag die Nacht über dem Brandfelde und der Burg von Greifensee.

Wildhans von Breitenlandenberg starrte zu den rauchenden Trümmern hinüber. Er hatte sich auf der Mauerbrüstung niedergelassen. Hie und da straffte er seine Gestalt, die unter der Gewalt des Geschehens niedergedrückt werden wollte. Er hörte, wie die Kugeln der Eidgenossen an die Mauern kratzten. Mochten sie schiessen! Es war ein Zeichen, dass alles beim alten blieb.

Müde und verdrossen lagen die Wachen in der Burg. Die Vorräte an Lebensmitteln konnten wohl noch ein paar Wochen ausreichen, doch der Wein fehlte. Der hatte einem die langen Wachtenächte verkürzt. Jetzt gab es kaum einen Schluck Wasser. Es schlug von einem fernen Kirchturme die zwölfte Stunde.

Breitenlandenberg erhob sich und schritt die Wachen ab. Alles schien in Ordnung, er konnte einen Teil seiner Mannschaft zur Ruhe entlassen.

Da – des Führers Fuss stockte. War es nicht, als ob der Boden – Herrgott, das musste ein Erdbeben sein! In kaum merklichen Stössen zitterte die Burg. Angestrengt lauschte Wildhans. Draussen regte sich nichts. Ob die wohl schliefen?

Die nächste Wache aber meldete: «Herr Hauptmann, irgend etwas geht vor!»

Der lachte auf: «Ja, seid wachsam, wenn die Erde beb, dann können Krieger nicht viel dagegen tun!»

Man soll die Leute beruhigen.

Aber als Antwort kommt ein neuer Stoss, heftiger und länger als zuvor.

Der Soldat bekreuzte sich. «Herr Hauptmann, wenn das ein Beben ist! Ich meine, sie graben uns die Burg um!»

Wildhans steht starr! Die Eidgenossen? Wenn es möglich wäre!

Da laufen auch schon die rührigen Soldaten mit irren Blicken daher. Und sie alle wissen es nun für gewiss und sicher. Die Burg wankt. Und was sie erzittern macht, das ist keine Naturgewalt – die Eidgenossen haben in teuflischer Bosheit den einzigen Weg gefunden, die Verteidiger zu überwinden!

Es war keine Zeit zu verlieren.

Anhaltender wurde das unterirdische Rollen.

Die Mannschaft stand auf. Einer sprach für alle: «Herr Hauptmann, wir fordern die Übergabe. Fünf Wochen lang haben wir gehalten, haben Kameraden verloren in diesem furchtbaren Geplänkel. Nun wollen wir nicht wie die Hunde verschüttet werden. Lasst uns hinaus – in ehrlichem Kampfe wollen wir umkommen, auf dem Schlachtfelde ein Grab finden oder die Gnade des Siegers erhalten!»

Von Breitenlandenberg starrte auf die Leute. Fast alle waren junge Männer, gesund und stark und tapfer auch. Er hatte das Seine getan, heil aus dieser Gefahr herauszukommen. Und nun standen sie doch vor dem sichern Tode.

Er wollte antworten. Aber ein Krachen im Gemäuer nahm ihm die Worte vom Munde. Wüst knirschend sprang ein Riss auf vor seinen Füßen.

Als der Lärm verebbte, sprach er langsam: «Meine Leute – ich stelle einen jeden vor die Wahl: Entweder harre er hier aus und falle mit diesen Mauern, oder er übergebe sich den Händen der Feinde. Seht, ein Riss hat sich aufgetan zwischen uns. Ich könnte hinüberkommen zu euch, aber ich bleibe hier. Lebt wohl, Freunde – und Gott sei uns allen gnädig!»

Kein Wort fiel mehr. Unheimlich still und dunkel lag die Burg. Wildhans von Breitenlandenberg lehnte an der wankenden Mauer und sah, wie im Mondlicht Mann um Mann schweren Schrittes über den Söller ging. Die Hellebarden hatten sie geschultert und die Helme auf den Köpfen.

Ein Schatten tauchte neben dem Hauptmann auf. Der schaute um.

«Ihr?» fragte er.

Der Soldat nickte: «Ja, ich will dableiben.»

Der Junge würgte ein paarmal, als wollte er noch etwas sagen, dann griff er nur nach des Hauptmanns Hand und drückte sie.

Jetzt wurde es lebendig. Fackeln lohten auf, lautes Rufen und Heulen beantwortete das Geräusch der sich öffnenden Burgtore. Tausend Arme waren bereit, die Besiegten zu fesseln. Kampflös wurden sie, gleich Verbrechern, gebunden und abgeführt.

Im wilden Gemenge achtete es niemand, dass der Hauptmann fehlte. Erst als man draussen im

Lager die Männer zählte, fragte der Anführer der Luzerner nach dem Breitenlandenberg. Niemand wusste um ihn. Die Gefangenen aber verweigerten jede Aussage. Nein, zu all dieser Schmach noch den Hauptmann verraten – das konnten sie nicht. Aber es ging ein Ruck durch sie alle, als jetzt ein mächtiges Dröhnen den Boden erschütterte. Und mit ihnen stierten die Eidgenossen nach der Burg hinüber. Wo die gestanden hatte, stieg eine Lohe zum Himmel, und die Staubwolken verdüsterten das bleiche Licht des Mondes. Die Burg Greifensee war in Schutt und Asche dahin – mit ihr Hauptmann Wildhans von Breitenlandenberg und ein junger, unbekannter Soldat.

Die beiden hatten kaum mehr gesprochen. Die Mauern rissen. Einmal griff des Jungen Hand ins Leere, dorthin, wo über Hügeln die schwarzen Wälder stehen. Im Gesichte des Hauptmanns zuckte es, als er die hilflose Gebärde sah. Seine Rechte legte sich auf des Soldaten Schulter. Der aber keuchte: «Es geht schon, Herr Hauptmann – nur eben habe ich heimgedacht.»

«Brauchst dich nicht zu schämen, Junge, das sagt keiner mehr aus, was hier geschieht.»

Und dann kam tosendes Wanken. Der Soldat spürte, wie ihn der Hauptmann niederriss. Kniend erwarteten sie den Tod von den Mauern und Türmen, die in gewaltigem Falle über sie kamen.

Im dämmernden Morgen sahen Sieger und Besiegte das Werk der Zerstörung. Ein formloser Haufe von Steinen und Mauerwerk war das Grabmal des Wildhans von Breitenlandenberg.

Vollends war der Tag über der Stätte des Grauens aufgegangen. Die Sonne beschien See und Felder, ihr Licht lag auch auf den rauchenden Trümmern.

Draussen auf freiem Felde war das Kriegsgericht beisammen. Esentschied über das Los der Gefangenen. Nebenan brachen die Eidgenossen das Lager ab. Gar eilig hatten sie es nun. Rasch war das Ende dieses langen Zwistes herangekommen.

Die Kommandostimme rief sie alle von Arbeit und Sinnieren weg.

Und als sie in Ordnung standen, trat vor die Mannschaft der Hauptmann der Schwyzer, den Spruch des Gerichtes zu verkünden:

«Ich tue euch zu wissen, dass es unser aller

Wille ist, die Verräter am Bunde der Eidgenossen so zu strafen, dass der Tag von Greifensee als Warnung stehe für alle, denen es je einfallen sollte, um eigenen Vorteil der gemeinsamen Sache zu schaden. Es gilt heute, nicht Mitleid und Barmherzigkeit zu zeigen – Recht muss sein und Strafe für den Meineid, den Zürich tat, als es sich mit Österreich verbündete. Wir fällen das Urteil und werden es allsogleich vollziehen. Hier vor unsern Augen sollen sie sterben durch Abschlagen des Hauptes. Jeder Eidgenosse sehe mit eigenen Augen, wie der Treubruch am Bruderbunde geahndet wird!»

Heulen und Rufen antworteten. Sinnlos schrien die verhetzten Soldaten durcheinander, eine wüste Gier nach dem Leben des Feindes überfiel sie.

Wohl gingen auch die Stimmen der Älteren und Besonderen um in diesem Blutrausche. «Es sind ja geworbene Söldner, Soldaten, die kaum wissen, wofür sie einstanden. Die Strafe trifft die Unrechten!» Doch kaum einer hörte auf die Mahnung – der Lärm schwoll an, als die Gefangenen vorgeführt wurden. Ohnmächtig blickten die Einsichtigen und gingen davon.

Unter den vom Feuer des nächtlichen Brandes versengten Bäumen stand der Kriegsrat. Hass und Rachsucht, die diese Männer wochenlang in sich genährt hatten, sassen in harten Mienen.

Gross und aufrecht kamen die Gefesselten. Finsteres Brüten und doch auch Grauen vor dem nahen Tod in den Augen.

Drüben stand der Henker mit dem Schwert, und das blitzte und sprühte die Sonnenfunken zurück, die auf seiner blanken Fläche tanzten.

Wie im Froste erstarrten die Männer, als sie dieses Schwert sahen. Sie wollten die Augen davon abwenden, aber immer wieder zog es sie mit Banngewalt zurück. Dunkles Land des Todes war stärker als der schöne, sonnige Maimorgen – hinter dem gleissenden Schwert lag es düster drohend.

Die Eidgenossen wurden ungeduldig. Zum Donner, was machte man da noch lange Geschichten! Hatten die nicht schon all die Wochen her Zeit gehabt, sich auf den Tod zu besinnen, da sie doch nichts anderes zu erwarten hatten als dieses Ende? Vorwärts, Henker!

Dumpf wirbelten die Trommeln über die Köpfe hin. Richtig, nun wird's losgehen! Und wie sich die

in den hintern Reihen recken und strecken, fährt vorn auf der Richtstätte das Schwert des Henkers zum zweiten Male durch die Luft.

«Tod und Teufel» meinte einer, «das geht rasch, man könnte glauben, die hätten das vorher geübt!»

Ein paar andere lachen heiser, doch wie dann plötzlich ein Schrei herüberkommt, da schrecken doch auch diese Krieger auf und fühlen, dass das weder Krieg noch Komödie ist. Da geht's halt doch ums blutwarme, einzige Leben, das einer zu verlieren hat.

«Er hat ihn nicht getroffen, es war der zehnte», murmeln sie vor sich hin. Sie sehen sich nicht an.

Das Schreien vorn verstummt wieder. Ein anderer Henker hat dem müden Arm das bluttriefende Schwert abgenommen. Es hebt und senkt sich nun wieder – ein paar Augenblicke dauert es, man hört das dumpfe Aufschlagen am Boden: ein Haupt rollt wieder dahin.

Etwas seitab vom grossen Haufen der Krieger steht Klaus von der Flüe. Von seinem Standort aus kann er den Platz überblicken, wo Gericht und Hingerichtete so nahe beisammen sind.

Jeder neue Streich trifft nun auch das Herz des jungen Mannes. Er weiss, dieses Blut muss über sie alle kommen, die sie diesem mordenden Volke angehören. Und da steht die grosse Frage wieder vor Klaus von Flüe. Ist es vor Gott zu verantworten, in einem Heere zu dienen, das solche Kriegsgesetze schafft und so schrecklich ausführt? Ist das das

Sinnlos schrien die verhetzten Soldaten durcheinander, eine wüste Gier nach dem Leben des Feindes überfiel sie.



heilige Recht, für welches einst die Vorfahren eingestanden sind auf dem Rütli und bald darauf bei der Bluttaufe am Morgarten?

Zweifel, Grauen und tiefes Erbarmen mit seinem eigenen Volke wühlen im Herzen des Kriegers. Manchmal, wenn wieder ein so junger Mann sein Haupt unter das Schwert neigt, ist ihm, sein Mund müsse sich auftun, die Untat zu wehren. Aber er bleibt stumm, wie einer, der im Traume schreien möchte. Sein Tag ist wohl noch nicht gekommen.

Wie er so steif und reglos stand, den Blick gebannt auf die blutige Richtstätte, trat Erni Rohrer zu ihm. Klaus zuckte zusammen.

«Du betest, Klaus?»

«Ja.»

«Sie werden es nötig haben – das ist schon ein schreckbar Sterben!»

Aber Klaus wandte sich dem Freunde zu und sagte: «Erni, mir ist, wir sollten nicht für die Toten da vorn beten, die den Weg der Pflicht gehen. Beten wir für uns alle, die wir den Tod dieser Männer auf unser Gewissen geladen haben, um Gottes Erbarmen.»

Und während er sprach, wurde sein Auge dunkel und wetterleuchtete. Der einfache Bauer vom Sachsler Berg stand auf gegen die Obrigkeit, was sonst nie Sache der kleinen Leute vom Lande gewesen war. Die Kraft eines Gebetes war in ihm.

Jetzt hilf, Herrgott, wenn es wahr ist, dass du mir nahe bist. Mein Leben, mein Glück – alles biete ich dir an, aber sei jetzt mit mir! Und er grollte wie Gottes Zorn:

«Nun ist's genug! Schau, alte Männer sind das und dahinter bare Jungen, kaum erwachsen. Diese Schmach lade ich nicht auf mich!»

Ehe Erni sich's versah, teilte Klaus die Haufen und setzte mit mächtigen Schritten der Richtstätte zu. Wie Donnerschlag fielen seine Worte in die Verblüffung: «Männer des Gerichtes, Kameraden und Freunde, haltet ein! Gebt Gnade den wenigen, die noch übrig sind. Herrgott, vergreift euch nicht am Alter und an der Jugend!»

Unwillig blickten die Richter.

«Wer gibt Euch das Recht, das Urteil anzufechten, und wer seid Ihr?»

Da reckt sich Klaus: «Das Recht nahm ich mir selber. Den Mut gab mir Gott! Wer ich bin? Ein

Eidgenosse und ein Christ, dem es um das Wohl seines Volkes geht!»

Das rüttelt an den tausend Männern. Sie werfen die Arme hoch und stehen ein für den mutigen Kameraden, zum Schutze der armen Feinde. «Lasst sie laufen, die armen Teufel – er hat recht, Blut haben wir nun genug gesehen.»

Die Richter zaudern. Aufatmend steht der Henker. Vor ihm das kniende Opfer hebt scheu die Augen zu Klaus. Sie begegnen sich, ihre Augen kommen nicht mehr voneinander los. Dank und Verwunderung liegt im einen Blick – stumme Abbitte und heisse Scham in den Augen Niklausens.

Kaum hörten die beiden den Richter, der nun verkündete, dass der Kriegsrat beschlossen habe, huldvoll dem Rest die blutige Strafe nachzulassen und die zum Tode Verurteilten als Gefangene abzuführen.

Kein Laut kommt über die Lippen der zehn, die plötzlich dem Leben wieder geschenkt sind. Halb waren sie schon drüben gewesen in einer andern Welt. Nur über eines Trommlerbuben junge Wangen rollten die Tränen gross und klar. Sein Nachbar schämt sich seiner und gibt ihm einen Stoss. Aber der Junge achtet's nicht und starrt auf den letzten Leichnam. Sein Vater liegt dort kopflös im Gras.

Während die Gefangenen wieder gebunden werden, geht Klaus von Flüe davon. Mit Erni Rohrer geht er durch die Wiesen. Der andere weiss, dass er nun nicht reden darf. Klaus ist ein eigener – und danken darf man ihm schon gar nicht. Sie spüren beide, dass mit dieser kleinen Begnadigung das grosse Unrecht nicht aus der Welt geschafft ist.

Derweil geht ein Fragen in der Mannschaft. Ein Richter hat sich unter die Soldaten gemischt und erfragt den Namen des Mannes, der Gnade heischte für die Verurteilten.

«Wer ist es, der so sprach?!»

Sie geben die Frage weiter, bis sie zu dem Zuge kommt, dessen Venner Klaus ist.

Da fahren sie hoch, die Männer alle: «Unser Venner ist er, der Klaus von Flüe, ein Mann, gerade und gerecht wie kaum ein anderer!»

Der Hauptmann forscht weiter: «Also ein Unterwaldner?»

«Ja, Obwaldner ist er, von Flüe gebürtig und ein Bauer!»



Wie ein Donnerschlag fielen die Worte von Klaus: «Männer des Gerichts, Kameraden und Freunde, haltet ein! Gebt Gnade den wenigen, die noch übrig sind.»

«Niklaus von Flüe», murmelt der Richter, «den Namen wird man sich merken müssen. Der hat das Zeug, ein Volksführer oder ein Volksverhetzer zu werden!»

Seinen Kollegen vom Kriegsrat gibt er seine Entdeckung bekannt: «Diesen Niklaus von Flüe sollten wir unauffällig aus der Mannschaft schaffen – so etwa, dass wir ihn nicht mehr einberufen.»

Ein grauer Haudegen sprach dagegen:  
«Meint Ihr? Solange ich etwas zu sagen habe,  
kommt gerade dieser Mann die nächste Zeit zu  
jedem Feldzuge mit. Der ist ein Besonderer.  
Strahl und Hagel, der Mann hat Art, und solche  
können wir beim Eid in dieser Zeit brauchen!»

Dann bliesen die Trompeten zur Entlassung der  
Mannschaft. Was von Greifensee 1444 übrig-  
blieb, das ist Schutt und Asche.

*Redeblüte aus Helvetiens Ratssälen*

«In Herrn Professor Doktor Heini Hediger be-  
sitzt der Zürcher Zoo einen Leiter mit grossem  
Fachwissen und Idealismus. Dass er in seiner  
Persönlichkeit einen eigenen Zuschnitt zeigt, das  
lässt die Schöpfung zu...»



*Mutter Helvetia ist nicht aus der Ruhe zu bringen.*  
Selbst der Seelöwe des Zirkus Knie auf ihrem Schoss kann  
sie auf dem Weltpostdenkmal in Bern nicht erschüttern.  
Photopress-Bilderdienst, Zürich

FRIEDRICH BIERI

## Der Amerikaner

Vor rund 27 Jahren ist Hansruedi Schmied aus  
Oberwil nach Nordamerika ausgewandert. Die  
Oberwiler atmeten damals sehr erleichtert auf, als  
Hansruedi plötzlich aus der Gemeinde ver-  
schwand. Endlich waren sie den Taugenichts, den  
Tagedieb los! Siebenundzwanzigmal hatten seit-  
her nun die Bäume in Oberwil wieder geblüht.  
Aber von Hansruedi Schmied hatte man in dieser  
Zeit nichts mehr gehört. Sogar die ausnehmend  
hübsche Annemarie des Schattmattbauern am  
Hang droben, die ihm trotz seiner anstössigen  
Eigenart ein ganz klein wenig zugetan gewesen  
war, hatte nie mehr an ihn gedacht, seit sie glück-  
lich mit einem Mann aus dem gleichen Tal verhei-  
ratet war.

Aber als die Bäume zum achtundzwanzigsten-  
mal in Oberwil zu blühen begannen, erhielt der  
Gemeindepräsident einen versiegelten Brief aus  
Amerika, Staat Oklahoma. Und in diesem Brief  
stand in einem keineswegs ganz einwandfreien  
Deutsch zu lesen:

«In unserer Stadt ist ein Bürger namens Hans-  
ruedi Schmied oder Schmidt oder Schmid plötz-  
lich gestorben. Er hat keine Papiere hinterlassen,  
aus welchen man etwa ersehen könnte, ob er Ver-  
wandte hat. Lediglich aus einem äusserst ober-  
flächlich geführten Tagebuch kann man zur Not  
entnehmen, dass er früher einmal in Oberwil ge-  
wohnt haben muss. Der obgenannte Hansruedi  
Schmied oder Schmidt oder Schmid ist ungefähr  
fünfzig Jahre alt geworden; er hat an der linken  
Wange eine kleine Narbe und an der grossen Zehe  
des rechten Fusses ein eigenartiges Mal in Form  
eines gleichseitigen Dreiecks, wie der Leichen-  
schauer festgestellt hat. Ich vermute, dass sich in  
Oberwil Angehörige des genannten Verstorbenen  
aufhalten. Die betreffenden Leute mögen sich bei  
mir umgehend schriftlich melden; der Verstor-  
bene hat ein Vermögen von insgesamt 55000 Dol-  
lar (Dollar fünfundfünfzigtausend) hinterlassen.  
Da sich jedoch kein Testament vorfindet, suche  
ich auf diesem Wege Erben ausfindig zu machen. –  
Umgehende Schreiben sind zu richten an: Notar  
John Hicks, Amarillo, Oklahoma, USA.»